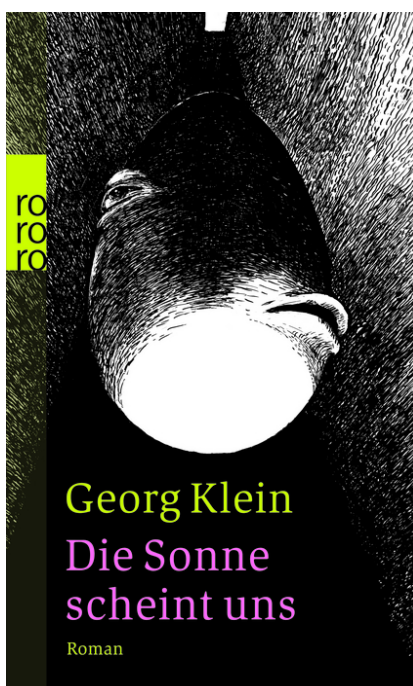


Leseprobe aus:

Georg Klein

Die Sonne scheint uns



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Die Sonne scheint uns. Wir sitzen in der einstigen Cafeteria, in der obersten Etage des fraglichen Bauwerks. Wir haben unsere fünf Stühle an die Südseite gerückt und blinzeln an gegen das Mittagslicht dieses strahlenden Märztags. Fenster mag ich die starre Verglasung des zehnten Stockwerks nicht nennen, obwohl Aluminiumstreben die Aussicht gleichmäßig zergliedern. Unser Blick geht über den Alten Salzhafen, eine blinddarmartige Ausbeulung des großen Flusses. Hier, kurz vor seiner Mündung, verteilt sich das Wasser auf die tiefgebagerte Fahrinne des Hauptlaufs und auf ein knappes Dutzend Nebenarme. Seit langem kanalisiert, fingern sie doch, unverändert naturhaft gekrümmt, gleich den Tentakeln eines Kopffüßlers dem deutschen Meer, der Nordsee, entgegen.

Das Haus, dem wir unsere Aussicht verdanken, steht nah am Ufer. Über zwei Zeilen Lagerhäuser blicken wir auf das strömungslose Grau des Hafenbeckens und auf die Landzunge, die sich zwischen ihm und dem Fluß erstreckt. Seit Menschengedenken gehört dieses auf drei Seiten von Wasser umgebene Gelände der chemischen Industrie. Ich habe keine Ahnung, was dort zur Zeit produziert wird, vielleicht weiß es einer der anderen, aber ich spüre wenig Neigung, sie zu fragen. Mir und meinen vier Beisitzern sollen die duftig weißen, über den beiden höchsten silbrigen Schloten ins Lindgrüne spielenden Rauchfahnen als Ausweis eines regen synthetischen Lebens genügen.

Das alte Viertel, das sich auf unserer Seite an die Krümmung des Salzhafens schmiegt, ist niedrig bebaut. Selbst die Lager-

häuser am Kai bringen es nur auf drei Stockwerke. Mein Apotheker, der greise Hugo Heinlein, in einer dieser Straßen aufgewachsen, behauptete einmal, allein seiner Geducktheit verdanke das Viertel, daß es den Krieg fast schadlos überstanden habe. Auch das finale Bombardement, fünf perfekt verzahnte anglo-amerikanische Tag- und Nachtangriffe, ein Meilenstein in der Geschichte des Luftkriegs, habe die kümmerlichen Karrees am Salzhafen in einer halb mitleidigen, halb verächtlichen Geste ausgespart. Bloß von einer Handvoll verirrter Sprengbomben, von einem einzigen Phosphorbehälter, seien die häßlichen Backsteinbauten getroffen worden, in denen damals Handwerk, Gewerbe und Familien den Raum bis in den letzten Hinterhofwinkel nutzten. Für mich, den Zugezogenen, verstieg sich der alte Eingeborene zu dem Witz, am Salzhafen habe man nach jenen die Stadt verheerenden Schlägen nur ein paar Kaninchenställe neu zusammennageln müssen.

Heinlein irrte, oder sein Scherz duldet keine Ausnahme. Denn zumindest einen Freiraum haben Blitz und Donner der Westalliierten auch hier bei uns in die verstockte Substanz geschlagen. Das Bürohaus, das uns mit Licht und Ausblick verwöhnt, wurde auf einer Bombenlücke, vielleicht der einzigen des Viertels, errichtet. Und da schon bald nach dem Krieg der Denkmalschutz seine bewahrende Hand über die engen Straßen hielt, blieb der zehngeschossige Turm auch in den folgenden Jahrzehnten unangefochten das höchste Bauwerk des Viertels. Noch sonnt er sich in seiner Größe, aber die Scheiben, durch die wir blicken, sind seit Monaten nicht mehr gereinigt worden. Unser Hochhäuschen steht leer, und bald, bald schon, sobald wir es durchstößt und sein kleines Geheimnis gelüftet haben, soll es als ein unansehnlich gewordenes Gewächs der Zeit mit Stumpf und Stiel ausgerissen werden.

Wir warten auf den Chef. Wir nippen an fünf verschiedenen

Getränken. Wir warten, ohne uns gegenseitig ein Wort zu gönnen, auf Gabor Cziffra, unseren Brötchengeber. Wir sind Kollegen auf Zeit. Und vielleicht, wer weiß, bin ich Gabor Cziffras Buchhalter. Gut könnten die anderen vier dies von mir denken, denn ich halte, seit wir beisammen sind, ein schmales Buch unter den rechten Arm geklemmt. Sitzend muß ich in dieser Pose einen komischen Anblick bieten. Jeder vernünftige Mensch hätte das Büchlein auf den Tisch gelegt oder, falls ihm etwas an ihm besonders schützenswert erschiene, auf seinen Schenkeln deponiert. Mir aber bleibt das Selbstverständliche verwehrt.

Das Buch, das ich so krampfhaft am Leibe führe, habe ich erst heute morgen bei Arno's Antik, einem Trödelladen am Salzhafen, erworben. Man könnte es eine Kladde nennen. Seine Pappdeckel sind mit einem lederartig genarbten Plastik überzogen. Die an den Außenrändern stark vergilbten Blätter tragen eine schwarzrote Lineatur. Da einige Striche auch senkrecht über die Seiten laufen, vermute ich, daß das Büchlein für irgendein kaufmännisches Auflisten und Abrechnen gedacht war. Und so kann es auch für meine Arbeit, für das, was mir der Chef in generösem Zutrauen aufgetragen hat, nicht ganz falsch sein.

Zwei von uns haben nun doch in ein Gespräch gefunden; kein Wunder, daß es vor dem riesigen Kühlschrank geschehen ist. Mit seinem Brummen hat das betagte Gerät bereits unserem Schweigen einen vermittelnden Grundton gegeben. In größeren Abständen wird der mannshohe Kasten von einem epileptischen Rütteln befallen, als ob Kompressor und Pumpe gleich zur Ruhe kommen wollten. Aber dann setzt, nach einem leisen, zarten, fast lüsternen Schlürfen, das normale Betriebsgeräusch wieder ein. An der Kühlschranktür hängt ein Flaschenöffner, ein vernutztes, den Kronenkorken schlecht greifendes Ding. Der Ärger darüber hat den beiden die Zungen

gelöst. Ich habe meinen Stuhl ein klein wenig gedreht, um sie beobachten zu können, ich lausche ihrem Gespräch mit verholener Neugier. Und den zwei mit mir am Fenster verbliebenen Kollegen ergeht es gewiß nicht anders.

Der, der sich am Kühlschrank zuletzt mit dem Flaschenöffner abgemüht hat, trinkt nun ein alkoholfreies Bier. In gleichmäßig knappen Intervallen kippt ihm das schlanke Fläschchen vor dem Mund in die Höhe, als sei sein Trinken einem diktatorischen Zeitplan unterworfen. Er ist groß und auf eine feste, aber nicht muskulös wirkende Art fleischig. Er muß vor nicht allzu langer Zeit noch jung gewesen sein, zumindest schwingt etwas Jünglingshaftes in seinen Gesten nach. Wenn er spricht, bewegt er die rechte Faust mit hervorzuckendem Zeigefinger vor der Brust. Manchmal bricht ihm die Hand nach oben aus, und er schwenkt den abgespreizten Finger dicht vor seiner imposanten, in ihrem vorderen Stück merkwürdig asymmetrisch verdickten Nase.

Auch der andere Kühlschranksteher trinkt eine Art Bier, jenes süße Zeug, das angeblich Kinder wie Greise kräftigt. Wenn ich seine Gestalt als das Langzeitergebnis solcher Stärkung deute, dann scheint der kontinuierliche Konsum dieses Gebraus zu einem übermäßigen Wachstum der oberen Extremitäten zu führen. Vielleicht hält der höchstens mittelgroße Kerl die Arme ständig in pendelnder Bewegung, weil er den Eindruck ihrer enormen Länge mildern will. Jetzt prostet er dem Fleischigen zu und klopft ihm, der ihn um mehr als einen Kopf überragt, auf die Schulter.

Wie schnell diese beiden Falschbiertrinker vertraulich miteinander geworden sind. Ich nippe an meinem Getränk. Ich habe es nicht eilig, die erste Flasche zu leeren. Auch mein Lieblingsstrunk lagert im Kühlschrank der Cafeteria, eine Markenlimonade mit Zitrusfruchtextrakten. Sie ist bitter, süß und lau.

Keines der Getränke ist kalt. Ich weiß es, ich bin mit der Hand über alle Flaschenreihen gefahren. Da sich ihr Glas nicht kühl anfühlte, habe ich den Verdacht, daß sich das Wirken des wuchtigen Gewerbekühlschranks in der Produktion von Vibration und Geräusch erschöpft.

Wir fünf sind ein Team. Soviel habe ich, ohne etwas von den anderen zu wissen, allein aus der Art unseres Schweigens verstanden. Auf Abruf sitzen wir in roten Kunststoffschalen. Wir alle neigen dazu, die Finger unruhig zwischen den Oberschenkeln hin und her zu schieben oder unsere Knie mit den Handtellern zu drücken, wie man es tut, wenn jeden Augenblick ein Aufspringen ansteht. Nur gelegentlich gestatten wir es uns, die Rücken an den angenehm nachgebenden Lehnen zu entlasten und kurz die Beine im wärmenden Sonnenlicht zu strecken. Keiner von uns will bei einem Sichgehenlassen, bei einem Päuschen zur falschen Zeit ertappt werden.

Direkt neben mir, zwei Fußbreit weiter im Hellen, sitzt die einzige Frau. Ein wenig zu nah, um sie deutlich zu erkennen. Ich bin weitsichtig und setze meine Brille nur auf, wenn mich die Umstände dazu zwingen. Schon ein Weilchen streicht sie sich über ihr kurzes schwarzes Haar, umkreist dabei einen großen, mattsilbernen Clip, den sie als Einzelstück links trägt. Weich wie die Berührung, die sie sich schenkt, fließt mein Blick an ihr ab, und so habe ich, was mir nur recht sein kann, erst ein vages Bild der Kollegin gewonnen. Gleichermaßen scharf sehen uns vermutlich die drei anderen. Und gut kann ich mir vorstellen, daß das Trio sie und mich, allein wegen der relativen Regelmäßigkeit unserer Züge, bereits in das Auge eines ersten Vorurteils gefaßt hat. Für sie sind wir die beiden Hübschen, aber Dummen. Es reichen ein Augenrucken und die Andeutung eines Lächelns, um sich über dergleichen zu verständigen.

Daß es mir schwerfällt, die Frau neben mir einzuschätzen,

mag auch am glänzenden Grau des Kostüms liegen, in dem sie zu unserem gemeinsamen Termin erschienen ist. Das großgezackte Fischgrätenmuster von Rock und Jacke verschwimmt mir im Hinschieln zu unruhigen Wellen, von denen ich nicht einmal sagen kann, ob sie gewebt oder dem Stoff nur aufgedruckt sind. Plötzlich rückt die Silbriggraue heftig nach hinten. Zweimal schrammt ihr Stuhl an meinem entlang. Vielleicht hat sie die Sonne zu sehr geblendet. Nun sitzt sie halb hinter mir. Ich muß sie, will ich den Kopf nicht auffällig zur Seite drehen, aus den Augenwinkeln beobachten. Das kurze Aufrichten ihres Rumpfes hat mir die Schlankheit ihres Körpers verdeutlicht. Das Oberteil ihres Kostüms, eng und lang, fiel in gerader Linie von der Achselbeuge bis auf den Oberschenkel. Die Hüften, die sich darunter verbergen, können nicht nennenswert breiter als die Taille sein. Es sei denn, diese wäre insektenhaft schmal.

Eine üppige Unterweite wie aus dem Bilderbuch des Weiblichen hat hingegen der Kollege schräg vor mir. Sein Körper wirkt wie aus mehreren Früchten, alle im Stadium der Überreife, zusammengesetzt. Selbst sein Schädel hat etwas Pflanzliches, lang und kleinohrig geht er in einen feisten Hals über. Von hinten ähneln Kopf und Nacken einem schwarzbehaarten, plumpen Stiel, dem die Rumpfsegmente und Glieder pflaumig, birnen- oder gurkenförmig anhängen. Dieser hüftschwere, seltsam alterslos wirkende Kerl bevorzugt wie unsere Kollegin ein farbloses Getränk. Zumindest in dieser Hinsicht hat mich das lange Warten sachkundig gemacht. Die Grausilbrige trinkt einen Mineralbrunnen ohne Kohlensäure, ein sogenanntes stilles Wasser. Der Pflaumenweiche hat sich soeben sein drittes Fitneßgetränk geholt. Es ist in neuartige Getränkedosen abgefüllt; jedenfalls habe ich, der ich nicht auf der Höhe des Konsums bin, solche Dosen noch nie gesehen. Deckel und Boden sind offenbar

aus dem üblichen Stahlblech gefertigt. Aber das Mittelstück, der Zylindermantel, besteht aus einem transparenten Kunststoff, der sich vom Patschhändchen des Dicken knicken läßt, um dann knackend, fast quakend in seine alte Form zurückzuspringen. Jetzt trinkt er, und erneut kommt mir bekannt vor, wie er sich den langen Zügen hingibt, wie dem letzten Schlucken ein Lip-penschmatzen und ein heftiges Flattern der gesenkten Lider folgen. Genau so glaube ich dies schon einmal gesehen zu haben. Aber mein Erinnerungsvermögen, auf das noch nie groß Verlaß war, will mir nicht auf die Sprünge helfen.

Herr Gabor Cziffra hat uns die Ehre gegeben. Nach zwei Stunden Warten hörten wir den Aufzug, den auch wir benutzt hatten. Die Kabine, die, verheißungsvoll lauter werdend, ihren Weg nahm, fuhr nicht bis ganz nach oben durch, sondern hielt auf der neunten, vielleicht sogar schon auf der achten Etage. In ein und derselben Unvernunft starteten wir alle hinüber zum Lift, als könnte Herr Cziffra das fehlende Stück an den Stahl-seilen hochklettern, als spränge er jeden Augenblick in akroba-tischer Manier durch die sich öffnenden Türen aus dem hohlen Schacht zu uns hinaus. Obwohl lange nichts geschah, wagten wir keinen Laut. Aber unsere Teamfrau hatte ihre Flasche um-gestoßen, und das Abtropfen des Vergossenen über die Tisch-kante, das nervöse Ping-Ping, mit dem das Mineralwasser auf das PVC prallte, war unserem Gaffen peinlich angemessen.

Der Chef überraschte uns anders. Simpler, aber nicht weni-ger spektakulär. Die Mauer links der Aufzugtür ist auf etwa fünf Metern mit braunen Packpapierbahnen verkleidet, ver-mutlich hatte man noch Malerarbeiten geplant und diesen Ab-schnitt vor Farbspritzern schützen wollen. Das starke Papier zerriß mit scharfem Knall. Und durch die Treppenhaustür, de-ren eisernes Blatt die Verkleidung aufschwingend zerfetzt hat-

te, betrat Gabor Cziffra die Cafeteria. Mit entschiedener Langsamkeit, als hieße es, jeden Schritt zu achten, kam er auf uns zu. In wundersamer Wohlgestalt trat der Chef in Erscheinung, nobel und respektheischend. Die aus jeder Mode gekommene Bezeichnung «ein schöner alter Herr» füllte sich durch ihn wie von selbst mit neuem Leben.

Allein durch Gabor Cziffras telefonisch verdünnte Stimme war ich auf diese Begegnung vorbereitet worden. Es lag gerade eine Nacht und einen Tag zurück, daß ich sie zum ersten Mal gehört hatte. In aller Herrgottsfrühe hatte mich sein Anruf aus dem tiefsten, aus dem selig todähnlichen Schlummer gerissen. Offensichtlich bemerkte er meine Schlaftrunkenheit, denn er eröffnete unser bislang einziges Gespräch mit einem Monolog, der mir reichlich Zeit ließ, zu mir zu finden. Schon gestern, per Draht, machte mir seine Stimme Eindruck. Aber erst jetzt, wo ich sie freiklingend, in der Akustik der Cafeteria, vernommen habe, verstehe ich, was an ihr gefällt. Sie becirct nicht allein durch ihr weiches Timbre, durch das warme Schwingen, durch ihre hellen, stets vollbleibenden Höhen, und auch die klare Artikulation, die perlende Reinheit der Silben, die jeden Bühnenschauspieler schmücken würde, trägt nur als Nebenwirkung zum bezwingenden Charme seiner Rede bei. Was uns vorhin an seinen Lippen hängen, was uns alle mucksmäuschenstill bleiben ließ, so still, daß nicht einmal ein Stuhlrücken Cziffras Vortrag störte, war die minimal falsche Melodie seiner Sätze. Herr Cziffra ist kein gebürtiger Deutscher. Obwohl ihm unser Deutsch akzentfrei und in kaum zu überbietender Eloquenz über die Lippen geht, gehorcht dieses Strömen fremden Gesetzen, als wäre der Fluß unserer Sprache in ein neues Bett geleitet worden. Von außen kommt Gabor Cziffras Deutsch zu uns, den Inländern, und dieses Von-außen-Kommen ist die Schale seiner Schönheit.

Herr Cziffra soll schwerreich sein. Angeblich wohnt fast das halbe Viertel bei ihm zur Miete. Die wenigen Alteingesessenen, mit denen ich, zugezogener Nutznießer des stadtweit billigsten Wohnraums, zu tun habe, versäumten nicht, mir irgendwann zu sagen, daß die Häuser, in denen sie ihren Friseursalon, ihren Zeitungskiosk oder ihren Stehausschank betreiben, einem Ausländer namens Cziffra gehören. Als ich nach seinem Anruf noch den ganzen Vormittag lang grübelnd im Bett lag, fiel mir nach und nach all das ein, was ich im Lauf der Jahre über Cziffras Schalten und Walten erfahren hatte. Sogar eine zusammenhängende Geschichte war darunter. Mein Apotheker, der greise Hugo Heinlein, hatte mir, bald nachdem ich sein Stammkunde und das regelmäßige Opfer seiner in Anekdoten gegossenen Ansichten geworden war, erzählt, wie er zu Herrn Cziffra stand.

Er, Heinlein, sei als Spätheimkehrer, lange nach Kriegsende, durch die Straßen am Alten Salzhafen gehumpelt. Sieben Zehen – er schweige von den Gliedern seiner Seele! – habe er in Sibirien gelassen. Und all die Jahre in der Frostfaust Stalins habe er fürchten müssen, daß ihn der längst verlorene Krieg doch noch den Kopf kosten würde. Diese Angst samt ihrem guten Grund sei sein letztes Geheimnis gewesen, keinem der Kameraden im Kriegsgefangenenlager habe er sich anvertrauen dürfen. Denn manch einer, mit dem er sich nachts auf den Schlafbrettern den Rücken wärmte, wäre bereit gewesen, ihn für einen Kanten Brot an den Russen zu verraten.

Glücklich heimgekehrt, sei er bei seiner Schwester in einer winzigen Mansardenwohnung am Alten Salzhafen untergekommen. Und auf ihren Rat hin habe er sich an Gabor Cziffra gewandt. In dessen damals noch provisorischem Büro, in einem barackenähnlichen Bau auf der einzigen Bombenlücke des Viertels, habe er vorgeschlagen und sei ohne Verzug zum Chef

hineingebeten worden. Ich müsse mir ihn, den Spätheimkehrer, in seiner damaligen Verfassung vorstellen, als einen immer noch untergewichtigen, trotz seiner Jugend bereits ergrauten Mann – als einen, der bei jedem Schritt die Zähne zusammengebissen habe, weil sein Schuhwerk nicht den sibirischen Verlusten angepaßt, sondern nur behelfsmäßig mit Zeitungspapier ausgestopft gewesen sei.

Diesen hinkenden Unbekannten empfing Gabor Cziffra wie einen alten Geschäftspartner. Zum ersten Mal seit Jahren wurde seinem von Krieg und Lager verrohten Ohr wieder mit der distanzierten Zartheit eines formvollendeten Siezens geschmeichelt. Sogleich und ohne jede einschränkende Bedingung offerierte Cziffra Heinlein die Geschäftsräume, in denen der in den folgenden Jahrzehnten seine Apotheke betreiben sollte, und einen großzügigen Startkredit. Am Ende ihrer Unterredung griff Cziffra in das Uhrtäschchen seiner Weste, zog einen zweibärtigen Schlüssel hervor und wandte sich einem hohen Geldschrank an der Bretterwand des Büros zu.

Auch dieser Tresor schien den Krieg nicht ganz unversehrt überstanden zu haben. Auf seinem rostigen Stahl bildeten verschmorte Farbreste einen häßlichen Aussatz, nur rund um das Schloß war die Tür blank, bläulich schimmernd, als habe große Hitze ihr Eisen glasiert. Mehrmals sperrte Herr Cziffra hin und her, zog den Schlüssel wieder ab und legte das Ohr an die Tür, sobald er ihn erneut einführte. Zuletzt klopfte er dem Geldschrank auf die Seite, als brauchte der Ermunterung oder Zuwendung, und wirklich, nach einem letzten fast zärtlichen Tätcheln und einer einzigen Schlüsseldrehung sprang die Tür mit einem Knacken auf. Herr Cziffra griff hinein, das Nötige schien abgezählt bereitzuliegen, und wie er sich umwandte, wie Heinlein, dem Invaliden, das Geldbündel, zehntausend neue Deutsche Mark, einfach über den Schreibtisch hinweg in die Hand

gedrückt wurde, brach in dessen verstocktem Herzen ein Damm.

Unter nicht enden wollendem Tränenfluß gestand er seinem Kreditgeber, daß er dem schwarzen Verein angehört hatte. Er war dieser Organisation schon auf der Universität beigetreten. Und nach verkürztem Studium und Notexamen ging es mit den Kameraden in den berüchtigt schmucken Uniformen gen Osten, dorthin, wo der schwarze Verein bereits damit beschäftigt war, sich einen Ruf zu erwerben, der seinen beinernen Insignien entsprach. Er, Hugo Heinlein, leistete hierzu einen pharmazeutischen Beitrag – an einem jener inzwischen hinlänglich beschriebenen Orte und so lange, bis die zurückweichende Front die Stätte seines Wirkens erreichte. Auf der Flucht dann, schon verkleidet in die graue Uniform eines Toten, radierte er sich mit einem wahren Kunstschuß das Vereinszeichen aus Haut und Fleisch, die Blutgruppentätowierung, deren Entdeckung bei der Gefangennahme den sicheren Tod bedeutet hätte.

Den Arm in der Schlinge, kam er nach Sibirien. Aber die Narbe blieb verräterisch genug, und als er, nach acht Jahren Bergwerk, schon in einem Aufpäppellager westlich von Moskau, vor einem russischen Militärarzt die Arme heben mußte, packte ihn zeitlose Angst. Noch einmal schien ihm alles verloren. Sogar jetzt – er gestand es Cziffra unter Schluchzen –, seit sechs Wochen endgültig zu Hause angekommen, könne er, aus nächtlichen Alpträumen hochschreckend, immer noch nicht glauben, daß ihn jener russische Weißkittel kommentarlos zu der sich anschließenden Durchleuchtung, zur nächsten Station Richtung Freiheit, habe weiterhumpeln lassen.

Daraufhin war Gabor Cziffra hinter seinem Schreibtisch aufgestanden und hatte beide Hände in Schulterhöhe erhoben. Cziffra gab ihm, Heinlein, auf sein Geständnis zur Antwort, alles Vergangene sei unbestreitbar sehr schlimm gewesen. Aber

wie alles – wie Gummi und Papier – altere auch das Schlimme im Licht der Gegenwart. Und so sei das, was Heinlein und die anderen Heimkehrer in schlaflosen Nächten quäle, bereits sichtlich geschrumpft. Es sei, grob berechnet – Cziffra wippte, um den Zeitraum der nötigen Schätzung anschaulich zu machen, auf die Zehenspitzen –, um knapp zehn Prozent weniger arg geworden.

Heinlein, den ich als rüstigen, nur leicht gehbehinderten Greis kennenlernte, der gern selbst an die Theke trat, um die Stammkunden seiner Apotheke zu bedienen, ist nun schon ein gutes Vierteljahr tot. Ich war nicht auf seiner Beerdigung, weil eine böse Grippe mich, fiebernd und hustend, ins Bett verbannte. Mein Apotheker, der mir in den vorausgegangenen Jahren den Arzt ersetzt hatte, konnte mir ja nicht mehr mit einer seiner rasant wirkenden Hausmischungen auf die Beine helfen. Um jedes meiner Handicaps, um die zeitweiligen wie um die chronischen, hatte er sich mit der gleichen diagnostischen Geduld, mit demselben therapeutischen Furor gekümmert. Und so schmerzt es mich noch heute, daß ich es versäumte, ihm das letzte Geleit zu geben. Zugleich entging mir damals die Gelegenheit, den kleinen Friedhof des Viertels und Gabor Cziffra vor Augen zu bekommen. Ich weiß nicht, warum ich mir so sicher bin, daß er Heinleins Beerdigung beiwohnte. Aber mir drängt sich die Vorstellung auf, daß unser Chef in einem hinreißend eleganten schwarzen Anzug auf der Begräbnisfeier erschien und am offenen Grabe den Hut zog, um sein dichtes weißes Haar zu entblößen.

Heute, für uns, war Gabor Cziffra in ein gewagt schimmernendes Taubenblau gekleidet. Vor seinem hageren Altmännerhals blitzte eine Fliege im Licht der Frühlingssonne. Absolut starr stand dieser Kragenschmuck unter dem im Rhythmus seiner Rede auf und ab schwingenden Kinn, doch es dauerte eine Wei-

le, bis ich, in Lauschen und Anschauung befangen, begriff, daß die Fliege aus Glas bestand, gewiß aus einem hochwertigen Glas, das nicht gepreßt oder gegossen, sondern vom Atem eines Bläasers in seine propellerartige Form getrieben worden war. Unser Chef hielt uns eine lange, keinen Zwischenruf duldende Ansprache. Zum ersten Mal hörten wir, welchem Objekt unsere Suche gelten sollte. Und obwohl sich niemand auf der Grundlage des Gesagten vorstellen konnte, wie denn die Sonne, die wir zu finden hatten, eigentlich aussah, wagte keiner, mit einer Frage nachzuhaken.

Andächtig hörten wir ihm zu, und bestimmt ließen ihn die Kollegen genau wie ich nicht eine Sekunde aus den Augen. Während seiner letzten Sätze, die seinen Auftrag an uns in fast juristischer Verdichtung zusammenfaßten, meisterte Gabor Cziffra, graziös rückwärts schreitend, erneut das Wegstück, das er bei seinem Kommen überwunden hatte. Sprechend und behutsam Fuß hinter Fuß setzend, erreichte er wieder die Treppenhaustür. Und kurz bildete ich mir ein, unser Hinstarren habe ihm wie ein Radar geholfen, dorthin zu finden. Hörbar Atem holend, fast seufzend, trat er in den eisernen Rahmen der Tür und schloß sie nach einem Abschiedsgruß, der uns, die Zurückbleibenden, mit den Worten «Meine liebe Mannschaft» zart und entschieden in die grammatische Einzahl bannte.